

# Dr. Arnold Nüscherer-Usteri : 1811-1897

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch schildere das Ringen eines unbekannt talentvollen Schriftstellers und dessen stille Liebe zu einem jungen Mädchen, der Tochter eines bescheidenen, einfach denkenden Mannes. Auch in ihrem Herzen ist die Liebe erwacht, aber noch ist sie sich dessen kaum bewußt. Der weitverbreitete Irrtum, daß alle, die sich der Kunst widmen, flatterhaft und leichten Sinnes wären, beherrscht die Kreise, in denen sie aufwuchs und verkehrte; er bildet den Ausgang einer Kette von Umständen, die eine Annäherung schier unmöglich machen. Der Zufall kreuzt ihre Wege, sie bleiben beide wie gebannt stehen und ohne zu wissen, was er thut, greift er nach ihrer Hand und stammelt in abgerissenen Sätzen von seiner Neigung. In selbigem Glücksgefühl lauscht sie den Worten und wehrt sich nicht, als er seine Werbung mit einem heißen Kusse besiegelt. Da erst kommt sie zur Besinnung. Wie ein erschrecktes Reh eilt sie hinweg. Zweifel nagen an ihrem Herzen, und schon weicht sie jeder Begegnung aus. Wenn sie allein ist, ist sie von einem Sehnen ergriffen, das übermächtig wird, und dennoch fürchtet sie seine Gegenwart. In überzeugendster Wahrheit ist der Seelenkampf geschildert. Ein Angstgefühl, daß sie den jungen Schriftsteller, der so hohen Idealen nachstrebt, nicht versteht, gesellt sich zu ihrem Empfinden und erfüllt sie mit Schmerz, aus dem sich das Bewußtsein losringt, daß sie ihn mit der ganzen Kraft ihres jungen, reinen Herzens liebe. Aus seinen Schriften hat sie ihn kennen gelernt, und ohne daß sie sich Rechenschaft darüber geben kann, ist sie in seine Darstellungskunst eingebrungen,

hat sie deren Inhalt erfaßt. Ein kurzes ungestörtes Beisammensein giebt ihm die Gelegenheit zu einer nochmaligen Aussprache und als er, befangen und verlegen, in leisen Worten seinen Seelenzustand entrollt, die Qualen der ungewissen Hoffnung schildert, die seine Schaffensfreudigkeit gänzlich gebrochen, dann von seinen Aussichten spricht, daran die bange Frage knüpfend, ob sie ihm als eine treue Mitarbeiterin zur Seite stehen wolle, da tönt ein kaum hörbares „Ja“ von ihren Lippen. Wie ein strahlender Stern steht der Augenblick des Glückes über den Vereinten, und in schöner Harmonie klingt das Buch aus. Die Gestalt des jungen, liebenswerten Mädchens, — schloß Max — ist Wilhelm so vortrefflich gelungen, daß man sie zu sehen glaubt, und als Vorbild hätte Anna ihm vorgeschwebt. Er dachte, auf diese Weise ihren Vater auf den Autor aufmerksam zu machen. Dann erzählte er von dem Preise, und daß er, Max, sicherlich glaube, Wilhelm würde ihn erringen.

Da sagte der Vater: „Wohl möglich, doch erhalten wird er ihn nicht. Ich bin der Spender, doch nur für arme, junge Leute habe ich ihn ausgeschrieben. Ein anderer, dem's nötig ist, wird das Geld nun erhalten. Ich werde die Summe jetzt verdoppeln.“

„Doch will ich den Stoff sehr gerne verwenden,“ sagte schließlich Wilhelm, „nur werde ich ihn mehr als eine fröhliche Erzählung behandeln. Ueber das ‚Wie‘ bin ich noch nicht im Klaren, den Titel nur hab' ich, er wird lauten: ‚Die Preis-Novelle.‘“

## Dr. Arnold Mischeler-Asteri.

1811—1897.

Ein Leben voller Arbeit hat am 30. Oktober vorigen Jahres seinen Lauf beschlossen. Mit dem „Herrn Rechenreiber“, wie seine Mitbürger den Ehrendoktor nannten, ist der Nestor der zürcherischen Geschichtsschreiber zur Ruhe gegangen, aber sein Bild, welches dasjenige eines lauter wohlwollenden, im Dienste der Wissenschaft unermüdeten und allezeit opferwilligen Mannes war, wird so lange leben, als es Zeugen seines Schaffens giebt.

Arnold Mischeler ist als Sohn eines alten, geachteten Zürcher Hauses am 18. August 1811 geboren, zum künftigen Juristenstande bestimmt, hatte er die Universitäten Heidelberg und Berlin besucht; dann zog es ihn zu den Kameralien hin, auf die er sich in München und wiederum in Heidelberg verlegte. Andere Interessen drängten sich ebenfalls hervor, die Freude an allem, was Kunst und Kultur vergangener Jahrhunderte hinterlassen haben und ein lebhafter Zug zu den Naturwissenschaften. Reisen, die ihn von Deutschland und Oesterreich bis nach Dänemark und Schweden und dann wieder zurück nach Frankreich bis Havre und Toulon führten, trugen dem aufmerksamen Beobachter reiche Erfahrungen und Kenntnisse ein. Seine letzte Etappe war Paris gewesen; dort wurde er von schwerer Krankheit befallen, die den kaum Genesenen 1835 zur Rückkehr in die Heimat zwang.

Hier fieng nun das Wirken an, welches er im gleichen Maße für Staat und Vaterstadt, wie für die Wissenschaft entfaltet hat. Als gründlicher Comptable wurde er schon bald nach der Heimkehr zum Rechenreiber, das will sagen zum Sekretär des kantonalen Finanzwesens ernannt, welche Stellung er fast drei Jahrzehnte lang mit der ihm eigenen Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfaß. An anderen Aemtern und Würden gebrach es nicht, und seinen vielseitigen Anlagen entsprach die Zahl der Vereinigungen, in deren meisten er ein rühriges Mitglied war. Von all den Neigungen aber, zu deren Pflege Amt

und Pflicht ein Uebrigtes ließen, trat mehr und mehr die Eine hervor, die zur Geschichte und Altertumskunde, welche bis ans Lebensende seine eigenste blieb.

Ein Biograph hat ausgeführt, wie bald das Amt diesen Zug auf feste Bahnen lenkte. Zu Mischelers Obliegenheiten hat in der Wende der Dreißiger und Vierziger Jahre die Untersuchung über die Kollaturverhältnisse der zürcherischen Kirchen gehört. Das forderte zum Studium der einschlägigen Dokumente heraus, womit sich der junge Gelehrte aber nicht beschied, sondern noch weiter fuhr, indem er über den berufsmäßigen Rahmen hinaus sich auf das systematische Studium des gesamten ihm zugänglichen Urkundenmaterials verlegte und so den Grund zu einer Arbeit schuf, auf die sich nachmals zuvörderst sein Ruf begründet hat.

Es war auch eine Zeit, die solchen Bestrebungen vollauf zu Gute kam. 1837 hatte sich die Antiquarische Gesellschaft in Zürich aufgethan, in welcher Mischeler von 1842—1856 das Amt des Actuars verfaß. Noch war der lebenswürdige Vertreter zürcherischer Altertumskunde, der Pfarrer und Kirchenrat Salomon Vögelin am Leben. Ferdinand Keller stand in vollster Kraft, Dr. Meyer-Dörsner, die Brüder Schultheß, Paul und Ludwig, hatten jeder nur eine Lust, die, nach dem Alten zu töbern. Die reichen Anregungen, welche Fremde brachten und ein freundschaftlicher Ton, der jetzt noch bei den zürcherischen „Antiquaren“ herrscht, stimmten mit einem fast familiären Leben überein. Es war uns Jüngeren eine Freude, die letzten dieser Herren zu sehen, wenn sie auf dem Helmhaufe beim täglichen Stelldichein in Ferdinand Kellers Stüblein Funken schlugen.

In den Sitzungen dieser Gesellschaft hatte sich Mischeler eingefunden, solange die körperlichen Kräfte ihn dazu fähig machten, und wie sich Ferdinand Keller als sein Freund benahm, hat eine Episode gezeigt, die zu den köstlichsten an jenen

Samstagabenden gehörte. In den Siebziger Jahren hatte Büscheler eine Abhandlung über die zürcherischen Ausgemeinden vortragen, deren Gründlichkeit die Geduld eines gewichtigen Professors zu ausgiebig beansprucht haben mochte. „Nun kann mir mein gelehrter Freund Büscheler auch dieses oder jenes sagen“, flucht er in sein Votum ein, worauf ihn Keller mit ebenso spitziger Wendung frug: „Nun kann mir mein gelehrter Freund . . . auch sagen, was ein Absichtsbüffel ist?“ und dann den Kunstschloßen belehrte, welches Form und Gebrauch dieser auf allen Hochwachten vorhandenen Einrichtung war.

Büscheler hat am liebsten still und emsig über Büchern und Schriften gelesen; er war ein Forscher frommen und schlichten Schlages, der keine höhere Genugthuung als die an der Arbeit und den Dienst für andere kannte. Ein jüngerer Freund, der ihm noch abends am 14. November 1874 die Kunde von dem eben gefassten Fakultätsbeschluss überbrachte, erzählt, wie dem Ehrendoktor über seinem freudigen Schreien beinahe die zum Empfang bereite Studierlampe entfallen sei. Oft habe ich ihn aus meinem Fenster durch den Garten des angestammten Hauses zum „hinteren Magazinhofe“ wandeln sehen mit Sammetkappchen und Schlafrock; er nahm sich wie ein Chorherr in seinem Stiftshöfchen aus. Es hat aber auch Zeiten eines rüstigeren Daseins gegeben, da er gleichgültig im Wandern suchte und unermüdet von einem Burgstall zum anderen und von Kirche zu Kirche gepilgert ist. Auf solchen Gängen habe ich anfangs der Sechziger Jahre den Herrn Nechenjchreiber öfters begleitet und manches Sämlin heimgetragen, das nachher aufgegangen ist.

Damals fiengen die Vorbereitungen zu seinem Hauptwerke an, dessen erstes Heft unter dem Titel „Die Gotteshäuser der Schweiz“ im Jahre 1864 erschien. Es ist, wie alles Menschenwerk, nicht einwandfrei, aber ein Wurf, mit dem die historische und antiquarische Forschung wohl bleibend rechnen wird. Warum es in der begonnenen Form schon mit dem dritten Hefte schloß, ist eine Frage, die sich mit den Betrachtungen über das Verhältnis des „Marktes“ zu den idealen Bestrebungen erhebt. Eine Fortsetzung hat Büscheler aber doch noch erlebt; sie ist für den Rest des zürcherischen Teiles in dem fünfzügigen Geschichtsfreunde und die den Argovien betreffende Sparte in der Argovia erschienen und das Abendgold gewesen, an dem sich der treue Forscher sonnen durfte.

Anderes hatte er schon früher geschenkt, Abhandlungen über die Leprosenhäuser im Kanton Zürich und die schweizerischen Legaten, welche die Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich brachten, reiche Mitarbeit an der neuen Auflage von Vögelin's altem Zürich und Beiträge zur Glockenfunde, die je nach den Kantonen, aus welchen sie stammten, in den betreffenden Vereinspublikationen und dem Bollettino storico della Svizzera italiana erschienen.

Und mit solchen Veröffentlichungen gieng unausgesetzt der Ausbau seiner Kollektaneer Hand in Hand; so kam eine Quelle zustande, aus welcher Wächlein auf Wächlein lief. Wer immer die Geschichte einer Gemeinde, einer Burg oder Kirche schrieb, der sprach zuerst bei Büscheler vor, der seinerseits auch gerne empfing, aber ebenso freigebig und neidlos schenkte. Seine Liberalität in wissenschaftlichen Spenden kannte keine Grenzen, wenn er nur Ernst und braves Wollen sah. Und ganz in diesem Sinne hat er denn auch über seinen Nachlaß verfügt; einen öffentlichen und zugänglichen Gewahrsam werden seine

Aufzeichnungen finden; die Freude an dem Werden und Wachsen des schweizerischen Landesmuseums hat ihn bestimmt, dieser Anstalt seine reiche Sammlung von Zeichnungen, eine Auswahl von Büchern nach Belieben und kostbare Glasgemälde zu vermachen. Die zürcherische Stadtbibliothek hat Büscheler reich bedacht.

Wer möchte zweifeln, daß ein solcher Hüter keine Feinde hatte und wo er hinkam, zu den Willkommenen gehörte. Ganz besonders im Historischen Verein der fünf Orte hat sich der Seltige daheimgefühlt. Hier traf er mit denen zusammen, die seine ständigen Korrespondenten waren, geistlichen Standes zum meist, unter denen die zu seinen besten Freunden zählten, welche die gute alte Zeit des interkonfessionellen Friedens vertraten: die seligen Chorherren Lütolf, Mebi und Mohrer, der edle Bischof Friedrich Fiala und mancher dazu, die Gott noch lange erhalten möge. Nicht minder Treffliche hat Büscheler unter den Geistlichen seines Bekenntnisses gepflegt: Pupifhofer, Mörkhofer und Sulzberger sind Männer, deren Namen sich Blatt für Blatt in seinen Kollektanen finden und mit denen er auch persönlich auf vertrautem Fuße stand.

Wer immer sein Haus im Thalacker besuchte, war freundlicher Aufnahme gewiß. Ja höre noch die helle Stimme und den Ausruf freudigen Willkommens, womit er die jeweiligen Berichte über meine Fahrten und ihre Ergebnisse empfing.

Seit dem Jahre 1847 hatte er ein zweites Heim bezogen. Das neue Landgut auf dem Homberge, das im „Amt“ zwischen Mifferschwil und Mettemstetten liegt und wo er nun jeweilig seine Sommerfrische genoß. Hier hat neben dem Antiquar der Naturfreund gehaust. So lange Büscheler im Amte stand, pflegte er jeweilig Samstag abends nach dem wohl vier Stunden von Zürich entfernten Tusculum zu pilgern und wieder zu Fuß den Heimweg zu machen. Erst als ihm das Alter den Ruhestand vergönnte, ist der Homberg sein bleibendes Sommerquartier geworden, von dem er aber unentwegt seine Märjche unternahm. An die vierzigmal ist er von hier auf den Nigi gewandert; kein Pfad weiterum blieb unbegangen, und als Botaniker kannte er sich über alle Spezialitäten aus. Auf dem Homberg selber legte er eine Pflanzung ausländischer Seltenheiten an, auf die er sich ebenso stolz wie auf die unvergleichliche Fernsicht berief. Eine schönere Warte als sein Studierzimmer hätte es auch nicht geben können, aus dem man vom Säntis bis zum Stoßhorn sieht, und so recht dem Verfasser der „Gotteshäuser“ war es angethan, daß er von hier auf 24 Kirchtürme blicken konnte. Den Freunden ist der Homberg stets ein offenes Haus gewesen, und als sein Erbauer die Kräfte wanken fühlte, da hat er, noch geraume Zeit vor seinem Lebensende, den traulichen Sitz seinen Neffen und Nichten geschenkt.

Die letzten Jahre sind ihm eine Zeit des schweren Duldens gewesen. Gehör und Auge versagten den Dienst; der bisher Unermüdete war zum Feiern gezwungen. Er hat aber standhaft die Prüfung ertragen und welche Anstrengung die immer selteneren Besuche ihm machten, doch ab und zu eine helle Teilnahme an dem gezeigt, was vordem sein Herz so warm und tief bewegte. Im Juni 1888 hatte er, noch vollkräftig an Leib und Seele, sein goldenes Hochzeitsfest begangen und der Gattin, Katharina Mstetli, blieb es beschieden, seiner hingebend und tapfer bis zu dem Stündlein zu warten, das unerbittlich einem treuen Herzensbunde schlug.

J. R. Rahn, Zürich.



*Dr. Arnold Büscheler*

